

LISA
JACKSON

Death Kiss

Süß schmeckt die Rache
Thriller

KNAUR 

Lisa Jackson

Deathkiss

Inhaltsübersicht

Wenn ein Mörder mit [...]

Prolog

- Spätsommer Der Wald bei Santa Lucia, Kalifornien

1.Kapitel

- Drei Jahre später

2.Kapitel

3.Kapitel

4.Kapitel

5.Kapitel

6.Kapitel

7.Kapitel

8.Kapitel

9.Kapitel

10.Kapitel

11.Kapitel

12.Kapitel

13.Kapitel

14.Kapitel

15.Kapitel

16.Kapitel

17.Kapitel

18.Kapitel

19.Kapitel

20.Kapitel

21.Kapitel

22.Kapitel

23.Kapitel

24.Kapitel

25.Kapitel

26.Kapitel

27.Kapitel

28.Kapitel

29.Kapitel

30.Kapitel

31.Kapitel

32.Kapitel

33.Kapitel

Epilog

- Heiligabend
- Danksagung

*Wenn ein Mörder mit dem Feuer spielt, wird sich jemand
die Finger verbrennen ...*

Prolog

Spätsommer

Der Wald bei Santa Lucia, Kalifornien

Er hatte sich verspätet.

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr, deren Digitalanzeige im stockdunklen Wald gespenstisch glomm.

Drei Minuten vor Mitternacht.

Verdammt!

Er würde es nicht mehr rechtzeitig schaffen, und er würde Aufmerksamkeit auf sich ziehen, etwas, was er unbedingt vermeiden wollte.

Er beschleunigte seine Schritte, trabte bergab über das unebene Gelände, bewaldetes Hügel land fern abseits jeglicher Zivilisation.

Eine einsame Gegend, in der ihn niemand entdecken würde.

Die Nachtgeräusche stahlen sich in sein Bewusstsein: das Rascheln von Herbstlaub im heißen Wind, das Knacken eines trockenen Zweiges unter seinen Füßen und das heftige Pochen seines eigenen Herzens, das Adrenalin durch seine Adern strömen ließ.

Er sah noch einmal auf die Uhr, die jetzt Mitternacht anzeigte, und biss die Zähne zusammen. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren, seine Nerven waren aufs äußerste angespannt.

Langsam! Verrate dich nicht, indem du wie ein angeschossener Hirsch durchs Unterholz brichst! Besser, du kommst ein paar Minuten zu spät, als dass du durch den Lärm alles zunichte machst.

Er blieb stehen, holte ein paarmal tief Luft und nahm den Geruch des zundertrockenen Waldes wahr. Er schwitzte unter seiner dunklen Kleidung. Vor Hitze. Vor Anstrengung. Vor gespannter Erwartung. Und vor Angst.

Er wischte sich die Augen trocken und atmete zur Beruhigung tief durch. *Konzentrier dich. Sei bei der Sache. Erlaube dir keinen Fehler. Nicht heute Nacht.*

Irgendwo in der Nähe schrie leise eine Eule. Er wertete es als Omen, als gutes Omen. Na schön, er kam zu spät. Damit wurde er fertig.

Hoffentlich.

Als sich sein Puls beruhigt hatte, holte er aus der Tasche seiner enganliegenden Jacke die Skimaske hervor, zog sie hastig über den Kopf und rückte die Öffnungen für Augen und Nase zurecht.

Unter sich sah er das erste Licht in der Dunkelheit aufleuchten. Gleich darauf ein weiteres.

Taschenlampen.

Sie versammelten sich.

Ihm blieb beinahe das Herz stehen.

Aber es gab kein Zurück, jetzt nicht mehr. Er hatte sich festgelegt. Wie die anderen auch. Es bestand die Möglichkeit, dass er erwischt wurde, dass sie alle erwischt wurden, aber dieses Risiko gingen sie ein.

Er setzte seinen Abstieg fort.

Während der Vollmond höher stieg, legte er die letzte Viertelmeile unter Lebensbäumen und Tannen im Laufschrift zurück. Er zwang sich zur Ruhe, trat um die letzte Wegbiegung auf die Lichtung hinaus, wo die anderen vier warteten.

Alle waren schwarz gekleidet wie er, die Gesichter hinter dunklen Skimasken verborgen. Sie hatten sich mit etwa einem Meter Abstand voneinander in einem Kreis aufgestellt, in dem für ihn eine Lücke blieb. Ihre Blicke ruhten auf ihm, als er seinen Platz einnahm.

»Du kommst zu spät«, flüsterte eine rauhe Stimme. Der Größte der Gruppe starrte ihn an. Der Anführer.

Seine Muskeln verkrampften sich, und er nickte stumm. Es wäre sinnlos gewesen, Entschuldigungen vorzubringen.

»Fehler dürfen nicht passieren. Keine Verzögerungen!«

Mit geneigtem Kopf nahm er die Zurechtweisung hin.

»Mach das nicht noch einmal!«

Die anderen sahen ihn an, ihn, den Übeltäter.

Schließlich richtete die Gruppe ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Anführer. Er war nicht nur größer als die Übrigen, sondern hatte auch eine Aura der Macht an sich, etwas Unbarmherziges – etwas, das Respekt einflößte... und Angst.

»Wir fangen an«, fuhr dieser fort, zumindest für den Augenblick beschwichtigt.

Nach einem letzten Blick in die Runde bückte er sich, ließ sein Feuerzeug aufschnappen und hielt die Flamme an ein Häufchen Zweige, die knisternd Feuer fingen. Kleine Flammen züngelten blitzschnell den vorbestimmten Weg entlang. Der Wind trug den Geruch von brennendem Kerosin mit sich. Ein scharfer Zacken aus feurigem Licht bildete sich heraus, dann ein weiterer, und schließlich war das Symbol, ein brennender Stern auf der Lichtung, vollständig.

»Heute Nacht geht es zu Ende.« Der Anführer richtete sich wieder auf und nahm seinen Platz an einer Spitze des Sterns ein. Die anderen verteilten sich auf die übrigen Zacken, wobei ihre Stiefel dem Feuer gefährlich nahe kamen.

»Schluss!«

»Ist alles vorbereitet?«, fragte die Person zu seiner Rechten zischelnd.

»Ja.« Der Anführer sah auf die Uhr. Obwohl er nur flüsterte, war Befriedigung aus seiner Stimme herauszuhören, sogar Stolz. »Ihr alle wisst, was ihr zu tun habt. Heute Nacht bezahlt Ryan Carlyle für seine Taten. Heute Nacht muss er sterben.«

Das Herz des zu spät Gekommenen setzte einen Schlag aus.

»Moment! Nein! Das ist ein Fehler«, wandte ein anderer aus der Gruppe ein und schüttelte den Kopf, als kämpfte er

mit moralischen Skrupeln. »Wir dürfen das nicht tun. Es wäre Mord. *Vorsätzlicher* Mord.«

»Es ist beschlossene Sache.« Der Anführer blieb fest.

»Aber es muss doch eine bessere Lösung geben.«

»Die Ausführung des Plans hat bereits begonnen.

Niemand wird je davon erfahren.«

»Aber ...«

»Ich sagte doch bereits, es ist beschlossene Sache.« In dem schneidenden Flüstern lag eine Warnung, keine weiteren Einwände zu erheben.

Aller Augen waren auf denjenigen gerichtet, der den Mut aufgebracht hatte, zu protestieren. Er hielt noch einen Sekundenbruchteil stand, dann ließ er resigniert die Schultern hängen und schwieg.

»Gut. Dann sind wir uns also einig.« Der Anführer warf dem Aufsässigen einen letzten Blick zu, bevor er begann, den einfachen, aber wirkungsvollen Plan zu umreißen, mit dem Ryan Carlyles Leben ein Ende gesetzt werden sollte.

Niemand stellte Fragen.

Sie hatten verstanden.

»Sind wir uns einig?«, vergewisserte sich der Anführer. Alle außer dem Aufsässigen nickten. »Sind wir uns einig?«, fragte der Anführer noch einmal barsch. Nun gab auch der Letzte seinen Widerstand auf und senkte stumm den Kopf.

Der Anführer schnaubte zufrieden, blickte dann der Reihe nach die anderen drei an, die noch immer auf ihren Plätzen an den Zacken des Sterns standen. Dabei ließ er den Blick besonders lange auf dem Verspäteten ruhen.

Weil er ein paar Minuten nach dem vereinbarten Zeitpunkt eingetroffen war? Oder aufgrund eines tiefen, animalischen Misstrauens? Er spürte den Blick des großen Mannes auf sich lasten und erwiderte ihn fest.

»Ihr alle kennt eure Aufgaben. Ich verlange einwandfreie Arbeit.« Niemand erwiderte etwas. »Geht jetzt«, befahl der Anführer. »Jeder einzeln auf dem Weg, auf dem er hergekommen ist. Und sprecht mit niemandem über diese Angelegenheit.«

Inzwischen war das Kerosin verbrannt, und die Flammen des Sterns begannen um sich zu greifen. Die fünf Verschwörer wandten sich vom Feuer ab und verschwanden im Wald.

Auch er folgte dem Befehl. Mit rasend klopfendem Herzen, alle Sinne aufs äußerste geschärft, lief er bergauf, wobei er sich hin und wieder umsah. So angestrengt er auch lauschte, er hörte nichts als seinen eigenen keuchenden Atem und das Seufzen des Windes in den Bäumen.

Er war allein.

Niemand folgte ihm.

Niemand würde je erfahren, was er geplant hatte.

Tief unten auf der Lichtung breitete sich das Feuer inzwischen weiter aus, kroch rasend schnell durch das sommertrockene Gras auf die Bäume zu.

Ihm blieb nicht viel Zeit. Trotzdem wartete er noch, suchte mit Blicken den dunklen Hügel ab. Die Sekunden verstrichen, bis er endlich hörte, wie weit entfernt ein

Motor angelassen wurde. Dann, kaum eine Minute später, erwachte noch ein Auto oder Pick-up dröhnend zum Leben.

Los, los, dachte er, sah auf die Uhr und biss sich auf die Unterlippe. Schließlich ertönte das Geräusch eines dritten Motors, kaum hörbar, und verhallte in der Ferne. Gut.

Er wartete darauf, dass auch das vierte Fahrzeug gestartet wurde.

Eine Minute verging.

Er schob seine Skimaske hoch, wischte sich das Gesicht ab und zog sie dann wieder zurecht. Nur für alle Fälle.

Eine weitere Minute verstrich.

Was zum Teufel war da los?

Ein Schauer der Angst kroch ihm über den Rücken.

Keine Panik. Warte ab.

Aber so lange durfte es doch nicht dauern. Sie mussten es doch alle eilig haben, zu fliehen. Zwischen den Bäumen hindurch sah er die höher schlagenden Flammen. Bald würde jemand den Brand entdecken und ihn melden.

Verdammt!

Womöglich hatte der Anführer Argwohn gegen ihn geschöpft. Vielleicht war sein Zuspätkommen ein bedeutend schlimmerer Fehler gewesen, als er gedacht hatte, und jetzt spionierte der Anführer des geheimen Bundes ihm nach.

Mit geballten Fäusten starrte er wachsam in die Dunkelheit.

Bleib ruhig. Noch ist Zeit.

Erneut warf er einen Blick auf die Uhr. Kurz vor halb eins. Und das Feuer dort unten griff um sich, fraß sich prasselnd durchs Unterholz.

Den Brandgeruch in der Nase, lauschte er ... Hörte er da ein Motorengeräusch?

Fünf weitere Minuten lang stand er schwitzend da, alle Muskeln angespannt, bereit zur Flucht.

Immer noch nichts.

Scheiße!

Er durfte keine weitere Minute mehr vergeuden, und so entschied er sich, es zu riskieren. Geschmeidig rannte er bergauf in Richtung der kaum noch benutzten Holzfällerstraße hoch oben, doch an einer Weggabelung bog er scharf nach rechts ab und lief quer zum Hang weiter. Allmählich begannen seine Muskeln zu schmerzen. Dann sah er endlich den Abgrund vor sich, eine tiefe Schlucht, die in der Berglandschaft klaffte.

Jetzt war es gar nicht mehr weit. Er konnte es noch schaffen.

Auf Anhieb fand er den großen Baum, der ihm schon früher als Brücke gedient hatte, balancierte vorsichtig über die rauhe Borke und zwischen geknickten Zweigen hindurch zum anderen Rand der Schlucht. Tief unten breitete das Feuer sich immer weiter aus, der Rauch stieg in dichten Wolken in den dunklen Nachthimmel.

Schnell!

An der Baumwurzel angelangt, sprang er ab und folgte unbeirrt einem Weg, der zu einem mannshohen

Felsbrocken führte. Fünf Schritte oberhalb davon fand er einen vom Blitz gespaltenen und geschwärzten Baum, der aussah, als hätte Gott selbst ihn entzweigeschlagen.

Und am Stamm dieses Baumes stand sein Opfer.

An Händen und Füßen gefesselt, an die eine Hälfte des gespaltenen Baumstamms gebunden, den Mund zugeklebt, so wartete sein Gefangener auf ihn.

Er knipste die Taschenlampe an, sah, dass sich der Mann bei dem Versuch, sich zu befreien, die Handgelenke an den Fesseln blutig gescheuert hatte.

Vergebens.

»Die Information war richtig«, sagte er zu seinem Opfer, das die Augen weit aufriss. Schweiß lief dem Mann übers Gesicht. Er blickte wild um sich, als hoffte er auf Rettung.

»Sie wollen Blut sehen.«

Der Gefesselte stieß unverständliche Laute aus.

»Dein Blut.«

Der Gefangene bäumte sich auf, zerrte an seinen Fesseln. Sein Peiniger empfand einen Anflug von Mitleid. Die Laute wurden schriller, als wollte der Gefesselte um sein erbärmliches Leben feilschen. Seine Augen traten hervor, und er schüttelte wild den Kopf. *Nein! Nein! Nein!* Als sei all das ein entsetzlicher Irrtum.

Doch was geschehen sollte, war ein Akt der Gerechtigkeit. Die Aussicht darauf wärmte ihm das Blut, jagte ihm Adrenalin in die Adern. Langsam zog er eine Zigarettenschachtel aus der Hosentasche. Er klopfte eine Filterzigarette heraus und steckte sie lässig zwischen die

Lippen, während der armselige an den Baum Gefesselte voller Grauen zusah.

»O ja, sie wollen Ryan Carlyle noch heute Nacht tot sehen«, sagte er und zündete sich die Marlboro an, wobei er die Flamme mit der hohlen Hand vor dem Wind schützte. Papier und Tabak flammten kurz auf. Er atmete den Rauch tief ein, schmeckte ihn und spürte ihn in der Lunge.

Der Gefangene wand sich, trat mit weit aufgerissenen Augen und unter erstickten Angstlauten um sich. Blut rann von seinen Handgelenken.

»Und weißt du was? Ich will ihn auch tot sehen. Aber auf meine eigene Weise.« Der Gedanke an Ryan Carlyles Ableben und dessen Auswirkungen erfüllte ihn mit einem beinahe friedvollen Gefühl.

Sein Opfer wand und krümmte sich wie von Sinnen. Die Laute, die es ausstieß, klangen jetzt nicht mehr flehentlich oder verängstigt, sondern wütend. Und noch immer zerrte der Mann an den Fesseln, als glaubte er, sich retten zu können.

Zu spät.

Die Entscheidung war gefallen.

Sein Peiniger griff erneut in seine Tasche und zückte eine Spritze. Die Zigarette zwischen den Lippen, drückte er leicht den Kolben, so dass ein wenig klare Flüssigkeit aus der Hohnadel austrat.

Der Gefangene war so fest an den Baumstamm gefesselt, dass es kein Problem war, ihm die Nadel in den bloßen Arm zu stechen. Anschließend trat er zurück und wartete

darauf, dass die Droge Wirkung zeigte. Er sah zu, wie die Augen seines Opfers glasig und seine Bewegungen matter wurden. Schließlich hörte der Gefangene auf, sich gegen seine Fesseln zu wehren, und sah seinen Peiniger nur noch mit grenzenlosem Hass an.

Es war an der Zeit.

»Adios«, sagte er leise und ließ die brennende Zigarette auf den ausgetrockneten Waldboden fallen. Sofort glommen die Tannennadeln auf, und im nächsten Moment brannten das trockene Laub und die dünnen Zweige leuchtend rot. Die Flammen folgten einer sorgfältig gelegten Spur rund um den Baumstamm.

Knack!

Ein kleiner Ast fing Feuer.

Zisch!

Ein Büschel Moos ging in Flammen auf.

Träge stieg der Rauch zum Himmel, während die Flammenspur den Baum umrundete. Er trat weiter zurück. Der Kopf des Gefangenen fiel schlaff zur Seite.

»Tut mir leid, Carlyle«, sagte er und schüttelte den Kopf, als der Mann wie in Zeitlupe ein letztes Mal versuchte, seine Fesseln zu zerreißen, Seile aus Naturfaser, die zu Asche zerfallen und der Polizei keinen Anhaltspunkt bieten würden, da sie aus dem gleichen Material bestanden wie die Kleidung des Opfers. Nichts würde darauf hindeuten, dass der Mann gefesselt und an den Baum gebunden worden war, und selbst die Droge würde schon bald nicht mehr nachweisbar sein.

Er trat noch ein paar Schritte zurück, um sein Opfer durch die höher werdende Wand knisternder, gieriger Flammen hindurch zu betrachten. »Das war's«, sagte er mit tiefer Befriedigung. »Du bist ein toter Mann.«

1.Kapitel

Drei Jahre später

Hilfe!«, schrie sie, doch ihre Stimme versagte.

Von Angst getrieben, rannte sie mit bleischweren Beinen durch den Rauch und die Hitze. Rings umher tobte der Waldbrand. Sengende Höllenflammen loderten zum Himmel auf. Der Rauch war so dicht, dass er ihr fast den Atem verschlug, und der Brandgeruch stach in ihrer Nase. Ihre Lunge brannte. Ihre Augen tränten, die Haut warf Blasen.

Überall um sie herum stürzten verkohlte Äste zu Boden, splitterten krachend, während sie weiterlief. Funkenregen prasselte nieder und versengte ihre Haut.

»O Gott!«

Ihr war, als sei sie in den Höllenschlund gestürzt.

»Hilfe«, versuchte sie noch einmal zu schreien, doch kein Laut kam über ihre Lippen. »Bitte, hilf mir doch jemand!«

Aber sie war allein.

Dieses Mal war niemand in der Nähe, um ihr zu helfen. Auch ihre Brüder, die sonst immer schnell zur Stelle waren, konnten sie jetzt nicht retten.

Oh, lieber Gott.

*Lauf, verdammt noch mal! Beweg dich! Raus hier,
Shannon! Schnell!*

*Sie stürzte vorwärts, stolperte, wäre beinahe gefallen,
das Feuer eine tobende Bestie mit heißem, stinkendem
Atem, die mit knisternden Armen nach ihr griff, sie umfing,
ihre Haut verbrannte.*

*Als sie schon glaubte, sie müsste in den Flammen
sterben, wich das Feuer unvermittelt mit einem letzten
Fauchen zurück und verschwand. Der schwarze Rauch
verwandelte sich in dichten, weißen Nebel, und plötzlich
lief sie über Felder voller glühender Asche. In der Luft lag
der stechende Geruch von verbranntem Fleisch. Der Boden
war eine endlose, ausgedörrte Wüste.*

Und überall lagen Knochen.

*Aufgetürmte Haufen angekohlter, ausgebleichter
Knochen.*

Zahllose Gerippe, alle mit Asche bedeckt.

Katzen. Hunde. Pferde. Menschen.

*In ihrer Vorstellung nahmen die Skelette die Gestalt
ihrer Verwandten an, die Schädel schienen Gesichter zu
bekommen. Ihre Mutter. Ihr Vater. Ihr Kind.*

*Bei dem Gedanken an ihr Kind durchfuhr sie ein heftiger
Schmerz.*

Nein! Nein! Nein!

Es waren doch nur Skelette.

Niemand, den sie kannte.

Das konnte nicht sein.

Der Geruch nach Tod und dem ausbrennenden Feuer stach ihr in der Nase.

Sie wollte sich abwenden, flüchten, doch sie konnte keinen Schritt tun, ohne über die verstreuten Knochen zu stolpern. Sie stürzte, und unter ihrem Gewicht zerbrachen die Skelette. In Panik, wild um sich schlagend, versuchte sie, sich aufzurappeln, den schaurig knackenden Gerippen zu entkommen.

Rrrring.

Eine Sirene schrillte. Wie aus weiter Ferne.

Ihr Herz machte einen Satz. Da kam jemand!

Sie drehte sich um und sah, wie sich eines der Skelette bewegte, den grotesken, halbverbrannten Kopf wandte, um sie anzusehen.

Fetzen von verkohltem Fleisch hingen von den Wangenknochen, der Großteil des schwarzen Haares war verbrannt, die Augen waren tief in die Höhlen gesunken, doch es waren Augen, die sie erkannte, Augen, denen sie vertraut hatte, Augen, die sie einmal geliebt hatte. Und sie starrten sie an, blinzelten und bezichtigten sie stumm unaussprechlicher Verbrechen.

Nein, dachte sie panisch. Nein, nein, nein!

Wie konnte etwas so Grässliches lebendig sein?

Sie schrie, doch wieder versagte ihre Stimme.

»Ssshannon...«, zischte die Stimme ihres Mannes boshaft. Trotz der Hitze überlief sie eine Gänsehaut.

»Ssshannon.« Es war, als würde sein Gesicht Form annehmen, das verkohlte Fleisch sich glätten, sich über die

Knochen legen, als würden Nasenknorpel sich bilden, und die eingesunkenen Augen sahen sie starr an.

Sie versuchte noch einmal zu schreien.

Rrrring! Die Sirene. Nein - ein Telefon. Ihr Telefon.

Shannon fuhr hoch. Schweißgebadet und mit wild klopfendem Herzen saß sie aufrecht im Bett. Es war dunkel, sie befand sich in ihrem Zimmer unter dem Dach ihres kleinen Hauses. Überwältigt von Erleichterung schluchzte sie auf. Es war ein Traum. Nur ein Traum. Nein, ein böser, perverser Albtraum.

Neben ihr auf dem Boden gab der Hund mürrisch Laut. Wieder schrillte das Telefon.

»Jesus, Maria und Josef«, flüsterte sie - der Schreckensruf ihrer Mutter, den sie selbst nur selten benutzte. »Was ist nur los mit mir?« Sie strich sich das wirre Haar aus den Augen und atmete zitternd aus. Es war heiß im Zimmer, nicht der Hauch einer frischen Brise bewegte die Sommerluft. Sie warf die verschwitzte Bettdecke von sich, keuchend, als hätte sie einen Marathonlauf hinter sich. »Ein Traum«, ermahnte sie sich selbst. Ein Druck hinter den Augen kündigte Kopfschmerzen an. »Nur wieder so ein verdammter Traum.«

Mit klopfenden Herzen nahm sie den Hörer ab. »Hallo?«
Keine Antwort.

Nur Stille ... und dann doch etwas ... leise
Atemgeräusche?

Sie warf einen Blick auf den Wecker auf ihrem Nachttisch: 0:07 stand da in rot leuchtenden Digitalziffern, groß genug, dass sie sie ohne Kontaktlinsen erkennen konnte. »Hallo!«

Sie war plötzlich hellwach.

Hastig schaltete sie die Nachttischlampe an. Wer rief sie so spät nachts an? Was hatte ihre Mutter immer gesagt? Nach Mitternacht passiert nichts Gutes. Ihr Herz raste. Sie dachte an ihre alten, gebrechlichen Eltern. Sollte ihnen etwas zugestoßen sein? War jemand aus ihrer Familie verletzt? Verschwunden? Oder Schlimmeres?

»Hallo?«, rief sie noch einmal lauter. Dann wurde ihr klar: Wenn etwas passiert wäre und die Polizei oder einer ihrer Brüder sie anriefe, hätte derjenige sich gleich gemeldet. »Wer ist da?«, fragte sie energisch und überlegte, ob ihr vielleicht jemand einen üblen Streich spielte.

»Hören Sie, wenn Sie sich nicht endlich melden, lege ich auf.« Immer noch hörte sie leise rasselndes, schweres Atmen. »Schön! Wie Sie wollen.« Sie knallte den Hörer auf die Gabel. »Blödmann«, knurrte sie leise und konnte sich nicht einmal damit trösten, dass der unbekannte Anrufer sie aus ihrem schrecklichen Albtraum erlöst hatte.

Verdammt, er war so lebensecht gewesen. So greifbar. So beunruhigend. Immer noch schwitzte sie, hatte Gänsehaut, glaubte den Rauch noch zu riechen. Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, atmete tief durch und schob die Bilder energisch von sich. Es war ein Traum,

nichts weiter. Sie griff wieder nach dem Telefon und ließ sich die Rufnummern der letzten Anrufer anzeigen. Die Nummer des allerletzten, um 0:07 Uhr, war unterdrückt. Kein Name, keine Nummer.

»Natürlich«, brummte sie und versuchte das Unbehagen abzuschütteln. Es waren nur gelangweilte Kids, die wahllos irgendwelche Nummern anriefen. Oder? Stirnrunzelnd starrte sie den Hörer an. Wer sonst hätte es sein können?

Ihr Hund Khan, eine Promenadenmischung mit einem sichtbaren Anteil von Australischem Schäferhund in seinem gescheckten Fell und den unterschiedlichen Augen, bellte noch einmal leise. Er blickte von seinem Platz auf dem Bettvorleger hoffnungsvoll zu ihr empor und klopfte mit dem Schwanz auf den Holzfußboden, als erwartete er, dass sie ihn zu sich ins Bett ließ.

»Bist du verrückt?« Sie wälzte sich herum und kraulte ihn hinter einem Ohr. »Es ist Mitternacht, und du und ich, wir brauchen beide unseren Schlaf. Also komm nicht auf die Idee, aufs Bett zu springen, okay? Ich muss mir nur noch etwas gegen diese Kopfschmerzen holen.« Sie stand auf und ging barfuß ins Bad.

Als sie den engen Raum betrat, hörte sie, wie Khan mit einem dumpfen Aufprall aufs Bett sprang. »Runter!«, befahl sie und schaltete das Licht ein. Sie hörte, wie der Hund wieder auf dem Boden landete. »Untersteh dich, Khan.«

Du bist eine schöne Hundetrainerin, dachte sie, strich sich das Haar aus dem Gesicht und fasste eine Handvoll

ihrer Locken. *Du bringst Such- und Rettungshunde in Katastrophengebiete, brennende Gebäude und sogar ins Wasser, aber diesen Köter kannst du nicht mal von deinem Bett fernhalten.*

Sie beugte sich über das Waschbecken, drehte mit der freien Hand das Wasser auf und trank direkt aus dem Hahn. Das Wasser spritzte in ihr erhitztes Gesicht, während die Reste des Albtraums immer noch in einem Winkel ihres Bewusstseins rumorten.

Nur nicht mehr daran denken!

Ryan war seit drei Jahren tot, und in dieser Zeit war sie des Mordes an ihm beschuldigt und freigesprochen worden. »Zeit, darüber hinwegzukommen«, ermahnte sie sich, nahm ein Handtuch von der Stange und trocknete sich Gesicht und Dekolleté ab. Ihr Therapeut hatte versichert, dass die Albträume allmählich nachlassen würden.

Bisher hatte sich das nicht bestätigt. Sie blickte in den Spiegel des Medizinschranks über dem Waschbecken und zuckte zusammen. Dunkle Schatten umgaben ihre geröteten Augen. Das kastanienbraune Haar war zerzaust und wirr vom unruhigen Schlaf. Feuchte Locken klebten an ihrer Haut, um Lippen und Augenwinkel zeichneten sich feine Sorgenfältchen ab.

»Das Gesicht eines Engels mit dem Mundwerk des Teufels«, hatte ihr Bruder Neville einmal nach einem besonders heftigen Streit gesagt, als sie etwa vierzehn war.

Aber nicht heute Nacht, dachte sie säuerlich, nahm einen Waschlappen aus einem offenen Regal, hielt ihn unter den

Wasserstrahl und tupfte sich das Gesicht damit ab.

Neville. Er fehlte ihr immer noch entsetzlich, und wann immer sie an ihn dachte, krampfte sich ihr Herz schmerzlich zusammen. Da Neville sieben Minuten nach seinem Zwillingenbruder Oliver das Licht der Welt erblickt hatte, war er ihr, Shannon, genau genommen altersmäßig am nächsten, denn sie war als das letzte von Patrick und Maureen Flannerys sechs Kindern knapp zwei Jahre später geboren worden. Wenngleich Oliver und Neville als Zwillinge einander auf besondere Weise verbunden waren, hatte doch auch sie sich Neville so nahe gefühlt wie sonst keinem ihrer Geschwister.

Jetzt hätte sie Neville gern an ihrer Seite gehabt. Er hätte ihr das Haar gezaust, schief gelächelt und gesagt: »Du machst dir zu viele Sorgen, Shannon. Es war nur ein Traum.«

»Und ein Anruf«, hätte sie eingewandt. »Ein *gruseliger* Anruf.«

»Jemand hat sich verwählt.«

»Mitten in der Nacht?«

»Hey, irgendwo auf der Welt ist schon längst Morgen. Beruhige dich.«

»Klar«, murmelte sie leise. Als ob das so einfach wäre. Sie hielt den Waschlappen noch einmal unters Wasser, wrang ihn aus und legte ihn sich in den Nacken. Das Pochen in ihrem Hinterkopf wurde stärker. Im Medizinschrank fand sie ein Röhrchen Ibuprofen, schüttelte zwei Tabletten in ihre Handfläche und nahm sie

mit einem weiteren großen Schluck Wasser aus dem Hahn ein. Ihr Blick fiel auf das Röhrchen mit den Schlaftabletten im Regal unter dem Spiegel, die Dr. Brennan ihr vor drei Jahren verschrieben hatte. Kurz erwog sie, ein paar zu schlucken. Aber morgen früh – nein, später an *diesem* Morgen – konnte sie es sich nicht leisten, benommen oder träge zu sein. Sie hatte Trainingsstunden mit mehreren neuen Hunden angesetzt und sollte außerdem den Kaufvertrag für ihr neues Haus unterschreiben, eine größere Ranch. Zwar würden bis zum Umzug noch Wochen vergehen, aber der Vertrag war bereits ausgehandelt.

Bei dem Gedanken an das Gut, das sie erwerben wollte, stiegen andere Sorgen in ihr auf. Erst letzte Woche, als sie die Grundstücksgrenze abschnitt, hatte sie das Gefühl gehabt, dass sich jemand hinter den knorrigen Stämmen der schwarzen Eichen versteckte und sie beobachtete. Selbst Khan war ihr an diesem Tag gereizt erschienen. Nervös.

Hör auf damit, wies sie sich selbst zurecht. Im Gegensatz zu den meisten Hunden, die sie abrichtete, zeichnete sich Khan nicht unbedingt durch ein sicheres Gespür aus. Niemand war ihr gefolgt, niemand hatte sie beobachtet. Sie befand sich schließlich nicht in irgendeinem Horrorfilm, verflucht noch mal. Außer ihr war niemand dort gewesen.

Der Grund für ihre Nervosität war einfach, dass sie ihr gesamtes Erbe und all ihre Ersparnisse in die neue Ranch investierte. Wer wäre da nicht ein wenig angespannt gewesen? Ihre Brüder waren gegen den Plan und nahmen

kein Blatt vor den Mund, wenn es darum ging, sie auf das Ausmaß ihres Fehlers hinzuweisen.

»Das hätte Dad nicht gewollt«, hatte Shea ihr bei seinem letzten Besuch vorgehalten. Er stand auf der Veranda, rauchte eine Zigarette und sah sie an, als hätte sie den Verstand verloren. »Dad hat sein Leben lang gespart, jeden Cent dreimal umgedreht und klug investiert, und es würde ihm nicht gefallen, dass du deinen Anteil am Erbe für eine heruntergekommene, zugewucherte Farm vergeudest.«

»Du hast sie noch nicht einmal gesehen«, konterte Shannon unbeirrt. »Und komm mir nicht mit solchen Sentimentalitäten. Dad hatte immer Vertrauen in meine Entscheidungen.«

Shea bedachte sie mit einem düsteren, schwer zu deutenden Blick und sog heftig an seiner Zigarette. Er schien zu finden, dass sie ihren Vater überhaupt nicht gekannt hatte.

»Dad hat mir immer den Rücken gestärkt«, setzte sie hinzu, nun doch ein wenig verunsichert.

»Ich will's dir ja nur sagen.« Er blies den Rauch aus und warf die Kippe in den staubigen Kies des Platzes, der das Haus von den Scheunen und den anderen Wirtschaftsgebäuden trennte. »Gib acht, Shannon, auf dein Geld und auf dich selbst.«

»Was soll das denn nun wieder heißen?«

Die Kippe glühte noch, ein dünner Rauchfaden stieg von ihr auf.

»Nur, dass du manchmal etwas ungestüm bist.« Er legte den Kopf schief und zwinkerte ihr zu. »Du weißt schon. Das gehört zum Fluch der Flannerys.«

»Hör auf damit. Das ist der größte Quatsch, den ich je gehört habe. Eben Moms Art, es Dad heimzuzahlen. Der Fluch der Flannerys – dass ich nicht lache.«

Er zog eine dunkle Augenbraue hoch. Eine Sekunde lang sah er aus wie eine dieser Teufelskarikaturen mit wissend-lüsternem Grinsen und hochgezogenen Brauen. »Ich meine ja nur.«

»Sag, was du willst, ich kaufe die Ranch und damit basta.«

Jetzt, eine Woche später, gingen ihr Sheas Worte erneut durch den Kopf. Sie hatten fast wie eine Warnung geklungen.

Und Shea war nicht der Einzige, der sie warnte. Ganz und gar nicht! Auch ihre anderen Brüder hatten sie im Lauf der letzten Wochen bedrängt, erwachsene Männer, die sich offenbar einbildeten, sie noch immer unter ihre Fittiche nehmen zu müssen. Sie schnaubte verächtlich. Robert hatte ihr geraten, ihr Geld lieber auf die Bank zu bringen, dabei würde es dort nur geringe Zinsen einbringen. Robert! Dem Mann rann sein Erbteil durch die Finger wie Wasser. Er hatte sich einen Sportwagen gekauft und steckte so tief in der Midlife-Crisis, dass er sogar Frau und Kinder verlassen wollte. Und Aaron, ihr ältester Bruder, hatte bereits einen Teil seines Geldes bei Spekulationen an der Börse verloren. Ganz zu schweigen von der Woche in

Reno, wo er Gerüchten zufolge dreißigtausend Dollar am Black-Jack-Tisch gewonnen und wieder verspielt hatte. Sein anfängliches Glück hatte nicht angehalten, und Aaron reagierte seitdem empfindlich auf dieses Thema.

Dann war da noch Oliver, der sein gesamtes Geld Gott und der Kirche vermachte. Natürlich, dachte Shannon stirnrunzelnd und fragte sich, ob sein religiöser Fanatismus etwas mit ihr zu tun hatte. Das schlechte Gewissen nagte an ihr, als sie daran dachte, wie Oliver nach dem Unfall, als Ryan ums Leben gekommen und Neville kurz darauf verschwunden war, ultrareligiös wurde. Er hatte sogar die Priesterlaufbahn eingeschlagen und sollte bald die Weihe empfangen. Welche Rolle sie in seiner Bekehrung zum Glauben spielte, blieb unklar. Jedenfalls hatte die Tatsache, dass sie des Mordes an ihrem Mann bezichtigt wurde, dazu beigetragen.

Shannon schüttelte die Gedanken ab, wollte sich nicht auf dieses vertraute, aber bedrohliche Terrain begeben.

Sie vermutete, dass ihr Bruder Shea mit seinem Erbteil umsichtig wirtschaftete. Er war ja immer vorsichtig - in finanziellen Angelegenheiten ebenso wie überhaupt in seinem Leben. Shea war in sich gekehrt, nicht leicht aus der Reserve zu locken, aber immer bereit zurückzuschießen, und wenn nötig, kämpfte er mit harten Bandagen.

Wie kamen ihre Brüder dazu, ihr kluge Ratschläge geben zu wollen? Sie konnten ihre Pläne schlechtreden, so viel sie